

**KATIXA AGIRRE**

**DIE LUSTLOSEN TOURISTEN**

ROMAN

*Aus dem Spanischen  
von Silke Kleemann*

machst. Gus, wenn ich dich darum bitte, mir unbedingt dunkle Schokolade aus dem Supermarkt mitzubringen. Gustavito, wenn ich mich über dich lustig machen will. Gusiluz, wenn du Fieber hast und dich wie ein Vögelchen zusammenkauerst. Der G-Punkt. Gustavo der Frosch. Gustav Mahler. Gustave Eiffel. Gustave Flaubert. Gustavo Adolfo Bécquer. Mein Sklave, mein Meister, mein Gebieter. Mein Reiseführer und mein Fahrer. Das vor allem.

Nehmen wir mal an, du willst das neue Auto ausprobieren. Es einfahren, wie du sagst. Nehmen wir an, du willst also das neue Auto einfahren. Nehmen wir an, du brauchst einen ruhigen Urlaub, guten Wein, einfach nur dasitzen und aufs Meer schauen. Kleine Genüsse, langsame Genüsse. Nebenstraßen. Aber wir fahren immer nur über Nebenstraßen, einverstanden? Du hast ein hartes Jahr hinter dir. Hast praktisch den Koffer von deiner letzten Reise noch nicht ausgepackt: eine Woche in der Dominikanischen Republik, wo du bei einem Masterstudiengang für Internationale Prozessführung unterrichtet hast. Dein Leben ist nicht einfach. Das muss ich verstehen. In Ordnung. Nehmen wir an, du möchtest - und jetzt aber richtig! - mein Land kennenlernen, meine Wiege, den Ursprung von all dem. Es wird aber auch Zeit, nicht wahr? Du hast die hektischen Besuche für nur ein Wochenende satt, die Hochzeiten und die Begräbnisse. Du möchtest mein Land, meine Landschaft, meine Heimat in dich aufsaugen. Meinen Ruin, um es mal klar zu sagen. Aber das weißt du noch nicht. Du wirst es schon noch rausfinden. Zu gegebener Zeit. Das macht die Reise ja letzten Endes aus, Selbsterkenntnis mit allem Drum und Dran.

Gustavo, ich habe mit dir die kretische Messara-Ebene bereist, aber noch nie die Hochebene von Álava. Ich bin mit dir in die Mojave-Wüste gefahren, in einem Mietwagen, dessen Klimaanlage plötzlich den Geist aufgegeben hat, aber in die Bardenas Reales, die Halbwüste in Navarra, haben wir uns noch nie vorgewagt. Wir haben mit der Fähre die Meerenge von Gibraltar überquert und auf der Schifffahrt durch den Bosporus Brassen verspeist, aber die berühmten Flysch-Felsformationen von Zumaia haben wir nie vom Boot aus erkundet. Wir haben Eintritt gezahlt, um schlecht kostümierte Darsteller im Hexenmuseum von Salem zu sehen, doch den Hexen von Zugarramurdi und ihrem Hexensabbat haben wir bis jetzt keine Beachtung geschenkt.

Es wird langsam Zeit, nicht wahr?

Nehmen wir also an, ich sage Ja und füge mich deinen Wünschen, liebevoll. Denn hin und wieder bin ich so zu dir. Nehmen wir an, ich antworte dir mit wohltdosierter Begeisterung:

Na, das ist gar keine so schlechte Idee. Ich rufe mal meine Mutter an und erzähle ihr davon.

Wirklich, so etwas hab ich mir nicht erwartet, aber ...

Und auf einmal, kaum wahrnehmbar für mich, ist der Plan bereits skizziert und zu groß geworden, es ist zu spät für einen Rückzieher. Es ist mir entglitten. Und wir brechen auf Richtung *Patria*, dorthin geht's. Und da sind wir nun. In dem neuen Auto. Wir fahren es ein. Auf der Straße. Durchgezogene Linien und unterbrochene Linien. Und so weiter.

Anfangs reden wir nicht viel, es ist noch früh und wir sind noch etwas verschlafen. Dann machst du Musik an. Eine

eigens für diesen Anlass zusammengestellte Liste. Sanfte elektronische Musik: Tracey Thorns zweites Solo-Album, erklärst du mir, als würden mich solche Dinge interessieren. Nach einer Weile verlangst du, dass ich unbedingt mit dir reden, dich unterhalten soll. Du schläfst fast ein. Ich tue, was ich kann. Erzähle dir von meiner Mutter. Sage dir, dass wir im Grunde, mit kühlem Kopf betrachtet, ohne sie besser dran sein werden, auch wenn wir alle größte Enttäuschung vorgespielt haben, als sich herausstellte, dass unser Besuch genau in die Zeit ihres Urlaubs in Granada fallen würde.

Du siehst glücklich aus im Auto, beim Fahren. In letzter Zeit hast du etwas Erstaunliches entdeckt: die Liebe zu Gegenständen.

Auch wenn es mir leidtut, dir sagen zu müssen, dass du bei der Wahl deines Liebesobjekts nicht sonderlich originell gewesen bist.

Fünf Jahre zu früh durchlebst du die typische Midlife-Crisis der Vierzigjährigen, und doch kommt diese ganze Leidenschaft für ein Automobil bei dir fünfzehn Jahre zu spät. Außerdem versuchst du, sie zu verbergen, diese unzeitgemäße Anhänglichkeit ist dir sicherlich peinlich. Aber ich bemerke sie. An der Art, wie du die Hände auf das Lenkrad legst. Stolz und selbstbewusst, ja. Doch da ist noch etwas anderes, eine robuste Zärtlichkeit, etwas, das ich »Liebe« nennen würde. Besagtes Wort macht mir keine Angst.

Gegenstände, bestimmte Gegenstände wecken Gefühle in uns, und wir reagieren - wie absurd! - mit einem wahren Gefühlsrausch. So sind wir eben.

Soweit ich weiß, ist mit dem Rauchen aufzuhören, psy-

chologisch betrachtet, ein recht ähnlicher Prozess wie die Trauer um einen Freund. Tabak ist wie ein Fels. Er flößt uns Vertrauen ein. Er ist immer da, wartet darauf, dass wir ihn brauchen. Selbst wenn wir gerade nicht rauchen, allein schon, die Hand in die Tasche zu stecken und die scharfen Kanten der Schachtel in der Handfläche zu spüren, reicht normalerweise aus, um die Momente von Ruhe und Freiheit, die das Rauchen uns verschafft, wieder lebendig zu machen, sie vorzukosten. Der Tabak hört unseren Hilferuf immer, er ist die Unterbrechung inmitten des peitschenden Sturms, der letzte Gast, der ganz selbstverständlich zu einem Abendessen unter Freunden dazustößt, der Dunst, der in einer sternenübersäten Sommernacht für die gebührende Transzendenz sorgt. Er macht die guten Momente noch besser und die schlechten noch schlechter. Für ihn ist es ein Leichtes, den Knoten im Magen zu lösen, die unterdrückten Tränen fließen zu lassen. Und, falls nötig, kann er auch unser öffentliches Image passend ergänzen. Ist das nicht alles, was wir von einem guten Freund verlangen?

Das Nikotin zählt nicht als Ausrede. Die körperliche Abhängigkeit vergeht nach den ersten vierundzwanzig Stunden. Der emotionale Prozess aber, das endgültige *adiós* von einem Freund, wird manchmal ein Leben lang nicht verwunden.

Was alles lässt sich da erst über ein Auto sagen! Perfektes Totem des Kapitalismus, das innerhalb nur eines Jahrhunderts Unmengen an symbolischem Kapital angehäuft hat, ganz zu schweigen von der maßgeblichen Rolle, die es für die Identität und das Selbstwertgefühl der Männer zunächst in der Ersten Welt gespielt hat und noch immer

spielt; und nun in zunehmendem Maße auch in den Ländern, die als Schwellenländer bezeichnet werden. Die perfekte und ultimative Maschine. Der größte und teuerste Gegenstand, den der Durchschnittsbürger sich je zulegen wird. Der heilige Raum, in dem die langen Stunden im Stau verstreichen. Ein Zufluchtsort auf Rädern. Die anthropomorphe Form, welche die Schnauzen der Autos im Laufe der Zeit angenommen haben, befeuert die emotionale Beziehung zwischen dem Fahrer und seiner Maschine. Lächelnde, konzentriert und feierlich dreinblickende Autos. Für die englischsprachigen Fahrer sind ihre Autos *Mädchen*. »Good girl!«, rufen sie ihnen begeistert zu, wenn der Motor nach einer frostigen Nacht unter freiem Himmel mit einem potenten und willigen Schnauben anspringt. Der Grund für diese Geschlechtszuschreibung ist mir nicht bekannt.

Ja, Gustavo, du liebst deinen neuen BMW 1er wie verrückt. Farbe Bluewater. *Urban line*. Du liebst ihn nicht nur, du bist hoffnungslos *fallen in love*. Das nimmt wirklich lächerliche Ausmaße an. Ich habe dich ertappt, wie du im Internet einen Mikrofaser-Handschuh bestellt hast, für die sanfte Massage seiner sinnlichen Kurven. Einen Mikrofaser-Handschuh, bei aller Liebe!

Kurzum: Du liebst ihn, und es gibt kein Zurück. Du würdest Rotz und Wasser heulen, wenn du ihn in einen Abgrund stürzen sähst, oder er bei nächtlichen Straßenkrawallen abgefuckelt werden würde; und die Erinnerung an ihn würde dich immer wieder, in ganz unerwarteten Momenten, heimsuchen. Du bist spät an diesem Punkt angelangt, spät und mit der Inbrunst des Konvertiten. Aber warum erst jetzt? Warum nicht, frage ich mich, als du achtzehn wurdest, oder als du mit deiner Abschlussar-

beit fertig warst, oder als du zu arbeiten begonnen oder die feste Stelle bekommen hast? Warum nicht damals, als du in den USA lebstest, einem Land, das einzig mit dem Vorwand, das Automobil zu benutzen, weit voneinander entfernt liegende Städte gründete? Warum nicht zu Weihnachten, oder aus Anlass eines Geburtstags? Warum jetzt, zu Beginn eines ganz normalen Sommers ohne irgendein Kreuzchen im Kalender? Und warum dieses Auto, ein brandneuer BMW? Wie bist du überhaupt zu diesem Auto gekommen? Ich will dich erinnern. Angefangen hat es damit, dass du die Anzeigenblätter nach Stichwörtern durchforstet hast. Etwas aus zweiter Hand, das brauchtest du. Du hast irgendein Gefährt gesucht, das dich von A nach B bringen kann. Einen Clio. Einen Ford Ka. Wirklich alles wäre gut genug für deine Bedürfnisse. Doch dann hast du mehr in Richtung Neuwagen tendiert, geleitet von dem Gedanken, dass es sich langfristig auszahlen würde, und hast in deinem Freundeskreis Rat gesucht. Einen Mégane, hieß es, ein Auto, das mit ein paar Extras sehr zweckmäßig sein kann. Oder einen Seat León, auch wenn der genau genommen zu aggressiv für dich ist, Gustavo, das ist nicht dein Stil. Einen Volvo? Nein, dafür bist du noch zu jung. Einen VW Polo, ideal für alle, die nichts weiter als einen verlässlichen Wagen suchen. Das interessiert mich, erzähl mir mehr. So fing es an mit deiner Obsession für deutsche Autos. Du hast sie alle in Betracht gezogen, von Bayern bis Baden-Württemberg. Du sahst dich in einem Opel und phantasiertest von einem Porsche. Zu guter Letzt setzte sich der kompakte Münchner durch: für Leute, die an die Marke glauben, aber jede Protzerei scheuen. Es ist ein BMW, ja, aber er ist klein, schlicht,

effizient und unauffällig. Weißt du, dass deine Freunde Wetten auf dieses Thema abgeschlossen haben? Ich habe zehn Euro darauf gesetzt, dass du dir letztlich einen Audi A3 kaufen würdest. Der Wagen hat mir insgeheim besser gefallen. Die Audis kamen erst spät nach Spanien, 1993, sie brachten ihrer direkten Konkurrenz, den BMWs, jedoch eine schwere Schlappe bei. Es waren ebenfalls Premium-Autos, daran bestand kein Zweifel, ausgestattet mit bayrischer Technologie, aber sie hatten dieses junge, lässige Flair, eindeutig *casual*: das perfekte Auto für die überaus gut ausgebildeten jungen Leute, die bereit sind, sich alles ironisch zunutze zu machen, was der Kapitalismus ihnen zu bieten hat. Ohne eine Spur von Pomp oder Korruption. BMW brauchte ein Weilchen für eine Reaktion, schließlich schlugen sie zurück, indem sie die Welt der Werbung ein für alle Mal revolutionierten. Fährst du gern? Auf den einschlägigen Anzeigen war nie auch nur ansatzweise ein Auto zu sehen. Eine Landstraße, eine Hand, die aus dem Fenster hängt, Reminiszenzen an eine Kindheit auf Rädern, die Lichter der Stadt, die bei zunehmender Dämmerung nach und nach angehen. Der Erfolg kam sofort und war durchschlagend. Ganze Heerscharen entdeckten plötzlich, dass sie liebend gern Auto fahren und dass man ein Auto lieben kann. Das war nicht nur möglich, es war sogar erstrebenswert.

Auch du fährst gern, Gustavito, nicht wahr? Habe ich deshalb die zehn Euro verloren? Natürlich fährst du gern. Erinnerst du dich, dass du gleich nach dem Losfahren gesagt hast, ich dürfe dich am Steuer ablösen, falls wir einmal zwischendrin auf einen Kaffee anhalten? Naja, inzwischen haben wir schon angehalten und einen erbärmlichen Kaf-



fee und einen trockenen Donut in einem staubigen Dorf in der Provinz Burgos zu uns genommen. Und wieder zurück im Wagen habe ich nichts gesagt, aber du hast dich auch gehütet, mir das Steuer anzubieten. Deshalb, weil du mein Fahrer bist, wegen deinem konzentrierten Blick auf die Straße und deiner Entschlossenheit, hast du das Schild als Erster gesehen.

EUSKADI

ARABA/ÁLAVA

Wir sind also schon da. Álava, oh, Álava. Mein Herz macht einen kleinen Sprung und ich fange an zu singen. *¿Acaso eres tú la séptima hija? En el norte, bosques imponentes; en el sur, campos desnudos.*<sup>1</sup>

Aus Respekt gegenüber meiner Gesangsdarbietung schaltest du die Musik aus. Ich weiß, dass dir meine Stimme gefällt. Meine ruinierte Stimme. Meine halb vergessenen Melodien. *En un lugar semioculto de la campiña alavesa, hay un humilde molino de bella rusticidad*<sup>2</sup> ... Auch das gehört zu unserem kleinen ethnographischen Ausflug. Dafür bist du doch mitgekommen, oder nicht? Dann musst du es auch aushalten. Ja, ich weiß, ich singe gut, aber schauen wir mal, ob du noch vier weitere Strophen von Donnay aushältst. Dieser baskische Komponist war in seiner Jugend Anarchist und hat später miserable Liedtexte verbrochen.

Tatsächlich, du schaffst das. Und wie. Deine Laune scheint sogar noch besser zu werden. Bald können wir ausruhen. Ich werde mich entspannen, und wenn ich erst einmal entspannt bin, halte ich auch den Mund. Doch für den Augenblick schließt du dich dem Konzert an, du lernst schnell. Als wir endlich die erste Zufahrt nach Vitoria nehmen, singen wir gerade gemeinsam eine schöne Habanera. Wir sind da. Wir sind fast da. Ganz nah am Ziel. Hast du etwas gespürt? Habe ich etwas gespürt? Nehmen wir mal an, das haben wir. Nehmen wir mal an, wir haben es beide gemerkt.

*Blancas como palomas, se ven las casas allá en la aldea<sup>3</sup> ...*

**02** Es war zu Beginn jenes schrecklichen Jahrs 1939, als Benjamin Britten und Peter Pears in Amerika landeten und an der äußersten Spitze von Long Island ein Häuschen bezogen, das ihnen Elisabeth Mayer, Verlegerin, Übersetzerin und vor allem ihre Mäzenin, überlassen hatte. Es war ein Cottage im englischen Stil und stand auf dem Gelände eines von Elizabeths Ehemann geleiteten psychiatrischen Krankenhauses. Ihre neue Behausung war schnuckelig und lag für sich allein, wie gemacht für die Bedürfnisse von Künstlern, Intellektuellen, Bonvivants und meist armen Schluckern, die mit Mühe und Not aus Europa hatten fliehen können. Im schrecklichen Jahr 1939 war das Haus schon weithin als Zufluchtsort bekannt.

Nach Abklingen der ersten Euphorie, die jeden überkommt, der seinen Fuß ins Land der Freiheit setzt, sahen sich Britten und Pears aus Geldmangel gezwungen, die erstbeste

Arbeit anzunehmen, die ihnen angeboten wurde. Und während der Tenor die unwahrscheinlichsten Auftritte abnickte (darunter eine Tournee durch eine Vielzahl von High Schools in New England), willigte der Komponist ein, das Suffolk Friends of Music Orchestra zu dirigieren, ein Amateurorchester mit Sitz in der Kleinstadt Southold. Nicht ohne eine gewisse Voreingenommenheit trat der Musiker, der aus der Grafschaft Suffolk im alten England stammte, diese wenig attraktive Stelle in Suffolk County im neuen England an.

Aber es handelte sich um zeitlich begrenzte Tätigkeiten. Irgendwie mussten sie das neue Leben ja in Angriff nehmen. Auf die kleinen Aufträge würden größere folgen. Es war nur eine Frage der Zeit. Immerhin waren sie in den Vereinigten Staaten, wo die Anregungen neuer Komponisten nicht verachtet oder ignoriert wurden, wie es in Großbritannien sehr wohl geschah. Zumindest hatte man Britten das so versichert, bevor er an Bord gegangen war, bald schon werde er es mit eigenen Augen sehen, es bräuhete nur etwas Geduld.

Der berühmte Ladenbesitzer David Rothman (berühmt selbstverständlich nur in seinem Städtchen) hatte Britten für die Stelle empfohlen, kurz nachdem sie sich auf einer musikalischen Soirée in Elizabeth Mayers Irrenanstalt kennengelernt hatten. Der junge Komponist akzeptierte ohne langes Hin und Her die zehn Dollar, die ihm pro Probe geboten wurden.

Rothman, Inhaber eines gutsortierten Gemischtwarenladens, war obendrein ein begeisterter Hobbymusiker, der sich seit zartester Jugend ungemein bemühte, einer alten Geige annehmbare Klänge zu entlocken. Im Sommer 1939,

als der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler bereits öffentlich unverhohlenes Interesse am benachbarten Polen zeigte, war der berühmteste *émigré* von Long Island so freundlich, in Rothmans Laden vorbeizuschauen, wo er mit unbeholfenem Auftreten für großes Aufsehen sorgte. Albert Einstein hatte es mit seinem amüsanten Erscheinungsbild bereits bis in jenen abgelegenen Winkel des Bundesstaats New York zur Berühmtheit gebracht. Rothman war augenblicklich klar, dass er den Nobelpreisträger nicht für sich würde einnehmen können, indem er seine spärlichen Physikkenntnisse aus der Schule hervorkramte. Und so beschloss er, das andere Thema aufs Tapet zu bringen, das den Wissenschaftler mit dem wirren Haar begeisterte, und tischte gleich kräftig und unerschrocken auf:

— Lieber Herr, mir ist zu Ohren gekommen, dass Sie ein großartiger Violinist sind. Wie der Zufall es will, spiele auch ich Geige, in bescheidenem Maße, so oft es mir möglich ist, sprach er den preisgekrönten Wissenschaftler an, während er ihm das dritte Paar Sandalen zum Anprobieren reichte.

Rothman machte keinen Hehl aus seinem für einen Autodidakten typischen Stolz, und so schlug Albert Einstein ihm unverzüglich ein musikalisches Stelldichein vor. Seit er für den Sommer nach Nassau Point gekommen war, hatte er noch keinen passenden musikalischen *partenaire* finden können. Albert Einstein langweilte sich, das ließ sich nicht leugnen. Und so brauchte er es sich nicht zweimal zu überlegen, bevor er die Gelegenheit ergriff, die sich ihm in Gestalt eines Ladenbesitzers bot. Er probierte die linke Sandale an, und sie verabredeten ein Treffen.

Rothman war beglückt, doch plötzlich auch besorgt ob sei-

ner begrenzten künstlerischen Fähigkeiten - nun war die Bescheidenheit des Autodidakten an der Reihe -, bis ihm die Idee kam, die beiden Engländer, Benjamin Britten und Peter Pears, zu der musikalischen Verabredung dazu zu bitten. Die zwei waren die beste Wahl, denn sie würden nicht nur das musikalische Niveau des Treffens heben, sondern dienten überdies als Aushängeschild für interessante Freundschaften. Gesagt, getan. Die beiden jungen Männer sagten umgehend zu, und ihre Gastgeberin Elizabeth Mayer wurde ebenfalls eingeladen.

Die Szene kann man sich unschwer vorstellen. Mayer und Britten setzten sich ans Klavier, Pears ließ seiner Tenorstimme freien Lauf, und Einstein spielte unbeschwert und selig auf der Geige.

Benjamin und Peter waren damals zwei junge, zwei sehr junge Männer. Einer sah aus wie ein Amerikaner (Pears war blond, groß gewachsen, mit einem Repertoire recht kindlicher Gesten und Grimassen); der andere hätte als jüdischer Bibliothekar durchgehen können (Britten hatte kleine Augen, eine große Nase und war ein eher schweigsamer Typ). Beide waren ernst, rechtschaffen, im wahrsten Sinne *very british*. Und es war offensichtlich, dass sie es gewohnt waren, ihre Beziehung geheim zu halten<sup>4</sup>.

Die Darbietung begann mit einer gefühlvollen, wenn auch recht konventionellen Interpretation von Schuberts »Die schöne Müllerin«, doch als das Eis einmal gebrochen war, belebte sich die Nacht mit einer Reihe folkloristischer Lieder, feinsinnig von Britten selbst arrangiert. Albert Einstein würde sich immer an den rührenden Augenaufschlag von Peter Pears erinnern, wenn er die ganz hohen Töne von »The Salley Gardens«<sup>5</sup> sang.

Und was tat der gute Rothman währenddessen? Er hatte beschlossen, sich diskret im Hintergrund zu halten, und war glücklich und zufrieden, derart illustre Personen unter seinem Dach zusammengebracht zu haben. Wie er in seinen Memoiren schreibt, war jener Abend sein glücklichster während des ganzen Sommers 1939. Das Konzert ging bis in die frühen Morgenstunden, und nachdem Pears und Britten im Wagen ihrer Gastgeberin verschwunden waren, hatte er noch Gelegenheit, die magische Zusammenkunft gemeinsam mit dem deutschen Physiker ausklingen zu lassen. Einstein holte seine Pfeife hervor, Rothman eine Flasche Bourbon, und laut seinen Memoiren sollten sich die Worte des aus Ulm stammenden Gasts als äußerst zutreffende Voraussage erweisen.

— Ein außerordentlich talentiertes Paar, die Jungs werden es sicher noch weit bringen.

— Daran hege ich nicht den geringsten Zweifel, erwiderte Rothman, rückte seinen dicken Hintern auf dem Sessel zurecht und nahm einen Schluck, leicht beschämt, weil er vor seinem abstinenteren Freund trank.

— Und jetzt, Albert, erzähl mir doch, was du heute Morgen so Wichtiges in den Händen hattest?

— Ach, das ..., antwortete Einstein mit einem gequälten Seufzer. — Ich habe an Roosevelt geschrieben, um ihm ein paar Dinge über das Uran zu erklären. Ich weiß nicht, ob ich mich auch verständlich ausgedrückt habe. Zum Wohle aller hoffe ich, dass er mich verstanden hat. Doch lass uns diesen Moment nicht mit solch düsteren Spinnereien verderben. *Alea iacta est*. Habe ich dir schon erzählt, dass es meine Mutter war, die mir das Geigenspiel beigebracht hat? Und du, David, wie hast du es gelernt?

Die Geschichte belegt, Roosevelt hat besagtem Brief Einsteins großen Glauben geschenkt. Und sein Nachfolger, Harry S. Truman, hat gewisse darin enthaltene Ideen bis zur letzten Konsequenz fortgeführt. An jenem schwülen Sommertag, während eine von Britten, Pears und Einstein ausgelegte Klangspur ertönte, nahm auch eine feine Linie von Nassau Point aus ihren Anfang: eine zielsichere Linie, welche die äußerste Spitze von Long Island mit Washington D. C. verbinden und später bis nach Alamogordo weiterlaufen sollte, um schließlich den Sprung über den pazifischen Ozean zu machen.

Der Legende zufolge war Einstein die Jahre nach den Bombenabwürfen von Hiroshima und Nagasaki - die letzten zehn Jahre seines Lebens - von Reue geplagt.

**03** Sie hatte ihn gesehen. Mal hier, mal da. Als sie endlich genug Mut beisammen hatte, fragte sie nach seinem Namen. Möglichst ohne allzu großes Interesse durchscheinen zu lassen. Man nannte ihn ihr. Einen Namen. Dann einen anderen. Sie hat nicht weiter nachforschen wollen. Das klingt nicht einmal wie ein richtiger Name. Eher wie ein Spitzname, ein Deckname. Jetzt steht er da vorne, am Altar. Ohne Bart, mit kurzem Haar - unverkennbar er. Und dann seine Stimme. Vor allem diese Stimme. *Seine* Stimme. Es ist nicht so sehr, was er sagt, vielmehr wie er es sagt. Dieser selbstsichere Ton. Irgendwie erinnert er sie an den gutaussehenden Geschichtslehrer aus der achten Klasse. Der dann einen Monat nach der Hochzeit ein für alle Mal miesepetrig wurde. Diese Stim-

**17** Ich könnte sentimentale Gründe vorbringen, um meine Entscheidung für dieses Hotel zu rechtfertigen, das nach neu riecht. Aber da du mich nicht gefragt hast, nehme ich an, dass dir nichts daran aufgefallen ist. Halt ein weiteres Hotel. Die harten Betten, die Schwämmchen zum Polieren der Schuhe, die Klimaanlage, die unverzichtbare Karte mit den Auswahlmöglichkeiten für Kopfkissen. Brauchen wir etwa mehr? Mir gefällt diese Einrichtung *à la avantgardistisch und zugleich funktional* nicht, und es ist nicht gerade billig. Es ist eigentlich richtig teuer. Und grau und kalt. Und es befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem Casino, das auf eine Weise verdächtig ist, wie nur Casinos es sein können. Aber in diesem mir so vertrauten Gebäude habe ich, in einem früheren Leben, die ehrlichsten Tränen meiner Kindheit und Jugend geweint. Bevor der Palacio Euskalduna auf den Ruinen errichtet wurde, die die Umwandlung der vormaligen Werftanlage hinterlassen hatte, hatte Joseba mich hergebracht, in das Theater, das damals als Coliseo Albia bekannt war. Innerhalb dieser Wände lernte ich die Oper lieben. Ich wollte Dirigentin werden, dem Beispiel des Mädchens auf dem Poster folgen, und in den ersten Minuten löste ich den Blick nicht vom Orchestergraben, auch nicht von dem Mann, der mit den Armen fuchtelte, als würde ihm niemand zuschauen. Ich möchte Dirigentin und Magierin werden, Joseba, geht das beides auf einmal? Wenn ich denselben Stab benutze? Klar, aber natürlich, Liebes, erst mal ja, später wirst du dich dann schon entscheiden.

Hin- und Rückweg legten wir mit dem Auto zurück, und wir kamen erst sehr spät nach Hause, trotz Schule am



nächsten Tag. Und nicht nur das, nach den kolossalen Opernvorstellungen fiel mir das Einschlafen schrecklich schwer. Berauscht wie ich war, drehte sich das Zimmer um mich. »Nessun dorma«, sang eine fürchterliche Tenorstimme in mir. »Nessun dorma«. Im Auto erzählte Joseba mir die Handlung der Oper, die wir sehen würden. Salome verlangt den Kopf von Johannes dem Täufer. Nemorino auf der Suche nach dem *elisir d'amore*. Don Giovanni, der unablässig Zerlina nachstellt.

Zur Feier meines vierzehnten Geburtstags kam Joseba mit einer Überraschung nach Hause: Zugfahrkarten nach Paris. Er hatte dort einen alten Bekannten, einen früheren Studienkollegen aus Pamplona, der an der Opéra Bastille arbeitete. Ein ehrgeiziger Tenor, der jung nach Paris gegangen war und, obwohl er nicht viel Glück als Opernsänger gehabt hatte, schließlich einen der höchsten Posten in der Opernleitung errungen hatte. Er sang nicht mehr, normalerweise ging er nicht mal zu den Vorführungen, die er selbst arrangierte, aber er hatte ein wundervolles Büro gleich an der Place de la Bastille und eine beneidenswerte Maisonette, die wir nie sahen, im 18. Arrondissement.

Bei jener Reise nahmen wir den Nachtzug, im Schlafwagen. Die ganze Fahrt über musste ich meine schlechte Laune verbergen. Ein unbehagliches Gefühl hatte von mir Besitz ergriffen, seit ich Joseba mit den Tickets in der Hand hatte hereinkommen sehen. Seit ich sein blödes Lächeln gesehen hatte. Diese Reise war zum Scheitern verurteilt, das wusste ich vom ersten Augenblick an.

Ich hatte Joseba sehr gern, ich habe ihn immer noch gern, aber damals begann ich zu merken, was für ein armer Kerl er ist. Ein guter Mensch, vielleicht zu gut, um rechtzeitig

zu reagieren. Ein Zauderer, ein Lauwarmer, ganz definitiv. Stimmt schon, mit vierzehn empfinden wir fast alle gleich gegenüber unseren Erzeugern. Die Masken fallen und wir beginnen, Papa und Mama zu sehen, wie sie wirklich sind, und normalerweise fangen wir die neue Begutachtung aus den unvoreilhaftesten Blickwinkeln an: feige, nicht sonderlich klug, naiv, seicht, lästig, vom Pech verfolgt. Arme Schlucker. Das ist vielleicht das Schlimmste, denn, wenn man anfängt, mitleidig auf jemanden zu blicken, dann gibt es kein Zurück mehr.

Dass Joseba nicht mein Vater ist, das war von Anfang an klar, und er hatte sich immer damit begnügt, die Rolle des Onkels, des besten Freundes, treuen Gefährten und sonst nichts zu spielen; die großen Entscheidungen, Reden und Strafen überließ er meiner Mutter. Und zu meiner Enttäuschung kam noch Wut hinzu, Wut, weil Joseba so leicht auf das verzichtet hatte, was ihm eigentlich zustand, denn schließlich war er in unserem Leben aufgetaucht, bevor ich ein Jahr alt war. Auf meinem Liegewagenplatz drehte und wendete ich all diese Gedanken hin und her. Josebas Gründe dafür und meine Unfähigkeit, Nein zu sagen. Ich tat kein Auge zu.

Wir frühstückten in der Nähe der Place de la Bastille, und etwas musste sich wohl schon in meinem Gesicht abgezeichnet haben, denn Joseba hörte endlich auf zu plaudern und wir konzentrierten uns ganz auf unsere Croissants. Vielleicht war er auch müde, er hatte ebenfalls kein Auge zugetan.

Um ein Uhr mittags besuchten wir eine Matinée. »Der Rosenkavalier«, Komödie für Musik von Strauss, von der ich noch nie gehört hatte. Das versöhnte uns: die Musik,

der Tanz, die Requisiten, die Größe und Schönheit jenes Ortes. Später, nachdem wir auf der Suche nach Josebas Freund durch die Gänge des Gebäudes geirrt waren, ihn schließlich fanden und sich herausstellte, dass die Pläne, mit ihm zu Abend zu essen, gecancelt waren (sofern sie je existiert hatten), mussten wir noch ein gequältes, unbehagliches Gespräch mit ihm abspulen und fanden uns auf der Straße wieder, im Regen, ohne ihn, und alles bekam wieder diese Schiefelage. Erbarmungslos zog ich mich in mein hartnäckiges, melancholisches Teenagerschweigen zurück und hielt daran fest, bis wir siebzehn Stunden später nach Hause zurückkamen.

Kurz darauf wurde das Coliseo Albia geschlossen, und alle Aufführungen wurden in den neuen Palacio Euskalduna verlegt. Damals sagte ich zu Joseba, dass ich nicht mehr mit ihm in die Oper gehen würde. Ich sei in der Schule sehr mit Arbeit eingedeckt, das Konservatorium verlange mir viel ab, ich hätte für nichts mehr Zeit. Außerdem hätte sich mit dem neuen Spielort der Mitgliedsbeitrag erhöht. Wir könnten zu einzelnen Veranstaltungen gehen, zu was Ausgefallenem. Aber die Routine der Fahrten nach Bilbao sei mir nicht mehr länger möglich. Ich gab ihm zu viele Erklärungen, es war ganz offensichtlich eine verkrampte Ansprache, aber Joseba erwiderte nur, ganz in seiner Art: Das verstehe ich, Liebes, mach dir keine Gedanken, ganz wie du möchtest.

**18** Da du unter der Dusche stehst, klaue ich mir dein iPad, um mit geschicktem Streichen des Zeigefingers die

aktuellen Nachrichten zu überfliegen. Ich habe Lust bekommen, meine Mutter anzurufen, aber da sie mir gesagt hat, dass sie mich anrufen wird, begnüge ich mich damit, ihr eine knappe Textnachricht zu schicken. Wir sind in Bilbao, alles gut. Danke, dass wir in deiner Wohnung sein durften. Küsse.

— Was treibst du da? Du überraschst mich von hinten, überrumpelst mich, ein Handtuch um die Hüfte gebunden.

— Ich schreibe meiner Mutter und sage ihr, dass es uns gut geht.

— Sicher nicht besser als ihr. Stell dir mal vor, wie behaglich sie es am Strand von Almuñécar haben muss, in der Sonne bratend.

— Wir haben auch unsere Portion Sonne gehabt. Schau mal, deine Nase sieht aus wie eine Paprika. Mach dir mal besser Creme drauf. Ah, und sie ist in Motril.

— Was?

— Meine Mutter, sie ist in Motril in Urlaub, nicht in Almuñécar.

Du sagst nichts mehr, setzt dich neben mich, mit einem mehrdeutigen Lächeln. Du siehst zufrieden aus. Ganz fraglos genießt du die Reise, das Essen, die Ruhe. Dafür - und nur dafür - sind wir schließlich gekommen. Unter dem weißen Handtuch sehe ich etwas nach oben drücken. Ich konzentriere mich auf das iPad, ich möchte einen letzten Blick auf den Stadtplan von Bilbao werfen, um nichts in der Welt möchte ich mich verlaufen und eine schlechte Figur vor dir machen. Währenddessen schiebe ich meine Hand unter das Badetuch. Du stöhnst. Ich mache das wie nebenbei, ich bin ein unerfahrenes junges Ding, das nicht

so recht weiß, was es da tut, ein harmloses Spiel, und gehe dabei zülig noch mal die Straßennamen im Zentrum von Bilbao durch: General Concha, Fernández del Campo, Alameda Urquijo, Elkano ...

Ich brauche keine Erlaubnis, um dich anzufassen. Dieser Teil deines Körpers gehört auch mir. Es ist das dritte Glied, das Zugang zu unserem Bett hat, wie ein Kätzchen oder wie ein dreijähriges Kind, das aufwacht und sich zwischen uns drängt und nach Aufmerksamkeit verlangt. Und deshalb haben Penisse Eigennamen, sie sind unabhängige Wesen. Penisneid? In dem erbitterten Kampf um die größte Dummheit, die je über die weibliche Sexualität geschrieben worden ist, macht diese den ersten Platz, glaube ich. Wie sollten wir neidisch darauf sein, wenn wir dieses verspielte Stück Fleisch stets zur Hand haben? Worauf, denn neidisch, wenn es doch nur in unseren Händen sein Bestes gibt? Ich kann eventuell Männer verstehen, die Neid auf ihren eigenen Penis entwickeln, wenn ihre Partnerinnen diesem Körperteil mehr Aufmerksamkeit zu schenken scheinen als ihnen selbst. Eine solche Theorie wäre glaubhaft für mich, da würde ich hinhören. Aber dass eine Frau irgendwie auf einen Penis neidisch sein sollte, geht's noch?

Aber sprechen wir von deinem. Er ist ein fügsames Grundmodell, gut zu handhaben. Vielleicht nicht der größte, den ich je kennenlernen durfte, aber vermutlich der beste. Ich muss mir keine Sorgen machen, seine Gefühle zu verletzen, er ist mit relativ wenig zufrieden. Wenn ich ihn nur mit der Zungenspitze liebkoose, wird er sich nicht beschweren. Im Gegenteil, dann wird er noch fügsamer, noch bescheidener. Mehr, bitte. Bitte schön.

Erst als ich das Handtuch ganz zurückschlage, bemerke ich, du bist ja auch da. Endlich lege ich das Tablet weg. Jetzt brauche ich dich ganz. Und du mich auch.

**19** [Bist du perfekt? Absolut nicht. Ich würde gern ein für alle Mal klarstellen, dass ich dich nie idealisiert habe. Ganz im Gegenteil. Früh schon habe ich deine Mängel erkannt, und die Liste ist weiter offen, wird immer länger. Zum Beispiel:

1. Eine absolute Ablehnung aller pseudowissenschaftlichen Glaubensvorstellungen (Homöopathie, Reiki, Reflexzonenmassage, Psychoanalyse, Lotterie ...) und trotzdem eine nicht gläubige, jedoch unverwüstliche Hochachtung für alles, was das Markenzeichen der katholischen Kirche trägt.
2. Eine paternalistische Überlegenheit gegenüber denen, die keine universitären Studien absolviert haben, verkleidet als falsche Bescheidenheit.
3. Ein immer offensichtlicheres Kokettieren mit dem Alkoholismus und gleichzeitig eine irrationale Verachtung für illegale Drogen und deren Konsumenten (du wirst sagen, der Grund seien jene schlechten Erfahrungen mit Ecstasy während des Doktorats, ich weiß schon).
4. Deine Manie, immer gute Laune haben zu müssen.
5. Das Aufgeben der Introspektion, für das du dich entschieden hast, weil du überzeugt bist, dich bereits bis zur Perfektion zu kennen.

Ich könnte weitermachen, aber ich glaube, es ist schon klar, was ich meine.]

**20** — Ihr seid doch nicht etwa Vegetarier geworden oder so'n Quatsch?

Wir verneinen, er könne ganz beruhigt sein, und er klopft sich auf den Schenkel. Steht schwungvoll auf, wir tun es ihm gleich. Wir verlassen die überfüllte Bar mit ihrem vielfältigen Angebot an *pintxos* und ihrer Manga-Ästhetik in der Altstadt und begeben uns auf die Jagd nach »dem besten Kotelett, das ihr in eurem ganzen Leben je essen werdet«. Es ist nicht leicht, mit Gabriels entschlossenen Schritten mitzuhaltten. Nach drei *pintxos* habe ich keinen Hunger mehr, aber wie soll ich eine solche Bombe vor diesen beiden unersättlichen Fleischfressern loslassen? Ich vertraue darauf, dass mein Appetit beim Spazierengehen angeregt wird. Wir verlassen den Altstadt kern der Siete Calles, überqueren die Puente del Arenal und laufen am Bahnhof vorbei. Der Spaziergang war zu kurz.

— Ich habe die Reservierung vor zwei Wochen gemacht, gleich als du mich angerufen hast, um zu sagen, dass ihr kommt, Gustavo, hier kriegt man nicht so leicht einen Tisch!

Das Restaurant befindet sich in Räumlichkeiten, die in alten Zeiten einmal einen Kolonialwarenladen beherbergten. Davon zeugen die Tongefäße und alten Konservendosen, die längs der Wände aufgestellt sind. Obwohl ein Kellner uns umgehend die Speisekarte überreicht, beschließen wir, ohne weitere Diskussionen Gabriels Empfehlung

gen zu folgen, nicht so sehr wegen des Vertrauens, das er in uns erweckt, als weil wir zu faul sind, eine so lange und detaillierte Speisekarte zu studieren.

— Das Fleischessen hat uns erst zu Menschen gemacht, nicht die Sprache oder das Lachen: das Fleischessen. Das Fleisch hat uns dieses entwickelte Gehirn verschafft, an dem wir uns heute erfreuen, sagt dein Freund, während er sich mit dem Zeigefinger an die rechte Schläfe klopft.

— All das dank der Extra-Energie aus dem Protein vom Fleisch. Der Übergang zum Neolithikum, also das Ende von Nomadentum und Jagd und der Beginn von Sesshaftigkeit und Landwirtschaft ... kurz gesagt, die Schnaps-idee, das Getreide in den Mittelpunkt unserer Ernährung zu stellen, denn was soll ich sagen, das mag gut für die Proto-Feudalherren und diejenigen gewesen sein, die den Ehrgeiz hatten, ein Stück Land zu beherrschen, doch vom Gesichtspunkt der Evolution aus war das eine verdamnte Katastrophe. Alle Forschungsergebnisse stimmen überein: Die Bewohner des Neolithikums waren viel kleiner und schwächer als die im Paläolithikum, und sie hatten eine viel geringere Lebenserwartung! Wusstet ihr, dass die Lebenserwartung während des Neolithikums auf fünf- und zwanzig Jahre sank? Und als wir Nomaden und Jäger waren, lag sie bei dreiunddreißig! Das versteht ihr, oder? Es lag am Fleisch! Versklavte, unterernährte und beständig kranke Gestalten, das ist alles, was man von vegetarischer Ernährung erwarten kann. Sollen die Karotten-Anbeter doch machen, was sie wollen, aber mich kriegen sie nicht. Der Sieg ist unser!

Gabriel ist Jura-Professor an der Universidad de Deusto. Als du ihm sagtest, dass wir nach Bilbao kommen wür-



den, fragte er dich, in welchem Hotel wir abzustei- gen gedachten. Seine familiäre Situation ist zwar wirklich nicht einfach, mit zwei kleinen Kindern und einer Frau, die er nicht liebt (alles dir zufolge), aber wenn seine Wohnung im zentral gelegenen Stadtbezirk Abando tatsächlich so groß ist, wie er gern angeberisch behauptet, verstehe ich nicht, warum er uns nicht dort beherbergen konnte. Du misst solchen Dingen keine Bedeutung bei, du bist deinen Freunden gegenüber per Grundeinstellung verständnisvoll, verlangst keine Erklärungen. Aber Gabriel muss wohl ein schlechtes Gewissen haben, sonst hätte er uns nicht angeboten, dieses Menü zu bezahlen, das ein würdiger Nachfolger der Paleo-Diät unserer Vorfahren war: Das war ganz und gar nicht billig, zu den drei riesigen Fleischstücken haben wir lauwarmer Spargelspitzen, Hummer-Salat und drei Mandarinen-Sorbets bestellt, ganz zu schweigen von dem Cune Gran Reserva, den ihr nach ausgiebiger Debatte ausgewählt habt.

— Und das ist, was man die Rioja-Diktatur nennt, liebe Freunde. Auch die Weinkarte dient Gabriel dazu, erzürnt zu dozieren. — Wir leben im Michelin-Paradies, dem Land der Elite-Gastronomie, aber was den Wein angeht, stecken wir noch in den Kinderschuhen. Die Basken müsste man mit der *txapela*<sup>12</sup> auf dem Kopf und einer Flasche Rioja unter dem Arm darstellen. Da sie uns überzeugt haben, es gebe nichts Besseres, probieren wir lieber erst gar nichts anderes.

Klar, dass in diesem Fall der Gebrauch der ersten Person Plural den Sender der Botschaft nicht mit einschließt. Letztlich ist er ein Mann wie folgt: Typ mittleren Alters, der es, ohne sich je überanstrengt zu haben, zu beschei-

denem gesellschaftlichen und beruflichen Erfolg gebracht hat, sich damit zufrieden gibt, seinen Status zu halten, selbstgefällig, unerschütterlich und in der Hoffnung, dass der Abgang, der sein Leben mit sich fortreißt, noch ein wenig auf sich warten lässt. Obwohl solche Typen bei den anderen ein Bild bürgerlicher Selbstverwirklichung und Satttheit evozieren, ersaufen sie im Grunde allmählich in einer Grube der Faul- und Feigheit und schaffen es nicht, aus diesem Morast der Mittelmäßigkeit herauszukommen oder es auch nur zu versuchen. Wird dir das auch so gehen? Ich glaube nicht, ganz ehrlich. In dir wohnt ein anderer Geist, jugendlich, neugierig, fröhlich: Du passt dich an. An alles: dieses Gespräch (diesen Monolog), die Nebenstraßen im Baskenland, deine Familie, sogar meine Familie.

[Falls ich zu großzügig bin, wenn ich von dir spreche, falls dir das sogar peinlich ist, lass es mich bitte wissen.]

Das Abendessen geht weiter, und Gabriel macht weiter mit seinem Geschwätz, seinem Gemecker, seinem Exhibitivismus, seiner Proselytenmacherei. Allem Anschein nach ist sein neuestes Steckenpferd der Wein. Wir brauchen alle eines, aber warum muss seins so banal sein? Parker-Punkte und die Bâtonnage-Technik. Marsanne und Rousanne. Bourdeaux und Burgund. Die Supertoskaner. Bla, bla, bla, glupp, glupp, glupp. Im Weinkeller seines Hauses lagert endlich ein Pingus - Gabriel macht eine dramatische Pause und versucht so, all unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen -, keiner von '95, natürlich nicht, dieser Jahrgang ist ja auf den Grund des Ozeans gesunken. Nein, seiner ist von 2005, aber jedermann weiß - »jedermann« betont Gabriel -, dass der Pingus mit jedem Jahr besser wird, er

hat nicht umsonst neunhundert Euronen dafür hingeblickt! Neunhundert, Freunde, das ist kein Witz. Doch ab und an muss man einer Laune nachgeben, sich etwas gönnen, etwa nicht? Da hat er also die begehrte Flasche, die Temperatur immer schön kontrolliert, auf eine passende Gelegenheit wartend.

— Die Scheidung, Gabriel?, fällt mir ein.

— Also ich wäre zufrieden damit, immer Cava zu trinken, als Aperitif, zum Essen und auch beim Nachtisch. Und ein ganz normaler Codorníu prickelt für mich gerade recht, mehr brauche ich nicht.

Zum Dank dafür, dass ich endlich Gabriels Monolog unterbrochen habe, streichelst du mir übers Knie und beschließt, bei diesem Treffen, das Schiffbruch zu erleiden droht, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen. Du fragst Gabriel nach der Arbeit, ihr sprecht begeistert über das Symposium vom vergangenen Monat, das über Mediation und Konfliktlösung, hochinteressant.

Ich mag Akademiker, weil sie wirklich daran glauben, dass das, was sie da machen, wichtig sei. Ihre Versammlungen, diese hölzernen Publikationen, die nie irgendwer liest. Und vor allem, wie sie das virtuelle und magisch-symbolische Prestige zu genießen verstehen, das ihnen aus all dem erwächst. Sie merken nicht, dass die Gesellschaft sie für zu langweilig für die echte Welt hält und sie deshalb in die Universitäten wegsperret. Ich muss noch viel lernen.

Ich möchte gern etwas klarstellen. Ich habe wirklich nichts gegen Gabriel. Er hat einen guten Humor, und wenn er nicht gerade mit dem Thema Wein nervt, erzählt er normalerweise witzige und unterhaltsame Geschichten. Dafür ist man immer dankbar. Er mag etwas arrogant sein,

aber schließlich stammt er aus Bilbao, und außerdem wirkt das dem Mitleid entgegen, das ich für ihn empfinden könnte, wenn er sein verbitterteres Gesicht zeigt. Er ist über alles informiert, immer bereit, seinen Nebenmann oder seine Nebenfrau zu korrigieren, ihm entgeht nichts. Genau wie du kommt er aus einer guten Familie und denkt, die Welt sei so, weil sie eben so sein muss.

— Gut, ich weiß ja nicht, was ihr jetzt vorhabt, aber ich schlage vor, wir trinken einen *White Russian* in der besten Cocktailbar von Bilbao. Ich nehme an, da sagt ihr nicht Nein.

Im Bett wartet eine mürrische Frau auf Gabriel, die wohl so tun wird, als schliefe sie, und uns gegenüber muss man nur das Wort »Cocktail« fallenlassen und schon fangen wir an zu sabbern (zur Rechtfertigung meiner maßlosen Vorliebe soll es genügen, einen Film mit Tom Cruise zu erwähnen, der in meiner zartesten Kindheit eine tiefe erotische Prägung hinterlassen hat), daher folgen wir deinem Freund die Straße hinauf, während er uns alle Einzelheiten über das Etablissement erzählt, zu dem wir unterwegs sind:

— In den letzten Jahren hatte es geschlossen, seit der Vorbesitzer und Barmann an Krebs gestorben war. Seine Onkel hatten das ursprüngliche Café eröffnet, und nach und nach hat es sich zu einer Cocktailbar gemausert. Die ersten Besitzer, Juan Mari und Kepa, waren Zwillinge. Sie sind auch an Krebs gestorben, vor Jahren schon. Das Kuriose ist, dass die Brüder sich völlig zerstritten hatten, sie redeten nicht mal miteinander. Sie teilten die Bar in zwei, und ebenso ihren Kundenstamm. Wehe dir, wenn du normalerweise zu J. gingst und dich an die Thekenseite von

K. gesetzt hast! Das war dein Ende! Witzige Typen. Aber diesen Sommer nun wurde das JK wiedereröffnet, mit einem neuen Besitzer. Ich habe es noch nicht ausprobiert, soweit ich gehört habe, haben sie es geschafft, das Niveau der Cocktails zu halten. Schauen wir mal.

## 21

*Anleitung für die Zubereitung eines*

### *White Russian*

*Wodka* (35 ml)

*Milch* oder *Sahne* oder halb/halb (22 ml)

*Kaffeelikör* (nach Geschmack,  
je nachdem, wie süß es werden soll)

*Eiswürfel*

*Cocktailkirsche* (optional)

Ein Old-Fashioned-Glas mit Eiswürfeln füllen. Wodka hinzugeben. Kaffeelikör hinzugeben. Milch oder Sahne hinzugeben, jedoch nicht umrühren. Wenn du möchtest, gib jetzt noch die Cocktailkirsche hinzu, aber das ist Kitsch. Genießen.

**22** Nachdem wir den ganzen Mixvorgang an der Theke verfolgt haben, gehen wir in den Bereich mit den gemütlichen Sitzgelegenheiten. Die Wände sind mit Büchern